

# Jüdisches Leben in Deutschland

Charlotte Knobloch, Michael Brenner und Mirjam Zadoff in der Akademie

Bereits seit 1700 Jahren ist jüdisches Leben bei uns belegt – lange bevor es Deutschland überhaupt gab. Diese Tatsache wird im laufenden Jahr in mannigfaltiger Weise in Erinnerung gerufen. Die Katholische Akademie in Bayern erstellt in dieser Ausgabe ihrer Zeitschrift ein umfangreiches Dossier, in dem Veranstaltungen dokumentiert werden, die sich mit jüdischem Leben in Deutschland befassen.

So finden Sie zu Beginn die zentralen Aussagen von Charlotte Knobloch, die bei uns in der Reihe *Mittags im Schloss* zu Gast war. Der Historiker Michael Brenner nimmt uns mit auf eine Zeitreise durch das jüdische Leben in Bayern. Und Mirjam Zadoff, die Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München, erzählt eine etwas andere Geschichte des Antisemitismus.

## Zwischen Selbstverständlichkeit und Anfeindung

Das Judentum gehört selbstverständlich zu uns. Bereits vor 1700 Jahren gab es nachweislich jüdisches Leben hier und damit zu einer Zeit, als es Deutschland selbst noch gar nicht gab. Ein Edikt des römischen Kaisers Konstantin aus dem Jahr 321 belegt es. Er adressierte es nach Köln und schrieb dort, dass es mit einem allgemeinen Gesetz erlaubt sei, in allen Städten Ju-

den in den Rat zu berufen. Dieses Dokument gilt als der früheste schriftliche Nachweis für jüdisches Leben nördlich der Alpen und ist Anlass der großen Veranstaltungsreihe *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland*, an der auch die Katholische Akademie mitwirkte.

### I.

Eine sehr lange und vertrauensvolle Zusammenarbeit verbindet uns mit Dr. Charlotte Knobloch, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, viele Jahre auch Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland. Wir freuten uns sehr, dass es nach mehreren pandemiebedingten Verschiebungen gelang, Charlotte Knobloch jetzt als Gast in unserer Reihe *Mittags im Schloss* zu begrüßen. Charlotte Knobloch ist eine Frau, die wie kaum eine zweite, die

Brüche und die Kontinuität, das Leiden und die Hoffnung auf eine gute Zukunft jüdischen Lebens in Deutschland repräsentiert.

Im Gespräch schildert sie uns viel vom heutigen jüdischen Leben in Deutschland, ihre Ängste und ihre Kritik, aber auch ihre Hoffnung auf die Jugend und damit auf die Zukunft. Das Ensemble am Münchner Jakobsplatz aus Synagoge, Jüdischem Museum und Gemeindehaus ist die Frucht ihres Wirkens und feierte in diesem Herbst am 9. November sein 15-jähriges Bestehen. Das Motiv ziert das Titelbild dieser Ausgabe.

### II.

Der zweite Text unseres Dossiers zum jüdischen Leben in Deutschland wirft einen Blick auf unsere unmittelbare Heimat: auf die Geschichte der Juden

Das Ensemble am Münchner Sankt-Jakobs-Platz aus Synagoge, Jüdischem Museum und Gemeindehaus feierte in diesem Herbst am 9. November sein 15-jähriges Bestehen.

in Bayern. Bei der Veranstaltung unternahm der Historiker Michael Brenner eine jüdische Zeitreise durch Bayern – mit dem Schwerpunkt auf dem im 20. Jahrhundert – und skizzierte anhand einiger Orte wie Fürth, München, Waldram und St. Ottilien das Auf und Ab der jüdischen Geschichte in Bayern. Michael Brenner, geboren in Weiden in der Oberpfalz, zeigt dabei sehr deutlich, dass auch die jüdischen Bayern schon sehr lange ein selbstverständlicher Bestandteil des Lebens waren. Wenngleich dies vor allem für die fränkischen Landesteile des heutigen Freistaats – und auch für Gebiete in der Oberpfalz und in Niederbayern – gilt. In kleinen weltlichen und auch kirchlichen Herrschaften, oft auf dem Land oder in kleineren Städten, waren die Juden zu Hause. Das Herzogtum Bayern – hauptsächlich im heutigen Oberbayern verortet – spielte historisch betrachtet hier mit Ausgrenzung und Vertreibung eher eine unrühmliche Rolle. Ähnliches gilt auch für fast alle größeren Städte, in denen jüdische Bewohner – teilweise noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts – unerwünscht waren und zum Wegzug gezwungen wurden.

Michael Brenner erläuterte, dass die Geschichte der Juden in Bayern viele Kapitel der bayerischen Landesgeschichte tangiert. Sie kennt wie kaum eine andere Minderheiten-Geschichte Zäsuren und Brüche, weist Phasen friedlichen Zusammenlebens von jüdischer und christlicher Bevölkerung ebenso auf wie Zeiten der bloßen Duldung, Ausgrenzung, Vertreibung und gar Vernichtung, wie sie auch in Bayern in der Shoa einen beispiellosen Höhepunkt erreichte.

Doch endete das Referat von Michael Brenner verhalten hoffnungsvoll. Er konnte von neuem jüdischen Leben nach dem II.

Weltkrieg in Bayern berichten, Neugründungen von Gemeinden und einer deutlichen Aufwärtsbewegung durch jüdische Zuwanderung. Jüdisches Leben wurde wieder selbstverständlicher, wenngleich immer auch prekär.

### III.

Am Ende des Dossiers steht hingegen eine vertiefte Analyse der beschämenden Seite des Umgangs mit

jüdischer Präsenz in Deutschland: Dr. habil. Mirjam Zadoff, die Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München, war zu Gast beim Akademiegespräch mit Offizierinnen und Offizieren der Bundeswehr mit der Veranstaltung *Warum Antisemitismus kein jüdisches Problem ist*. Sie konstatierte, dass der Antisemitismus in Deutschland gewalttätiger geworden ist und auch offener gezeigt wird. Zwei Leitfragen standen im Mittelpunkt von Mirjam Zadoffs Vortrag vor den rund 150 Soldaten: Was sagt die Entwicklung über die deutsche Gesellschaft aus, konkret auch über die Bundeswehr, mit der sie an diesem Tag ja ins Gespräch kam? Und: Haben wir unsere Lektion aus der Geschichte doch nicht gelernt?

In ihrem Beitrag für die *debatte* konzentriert sich die Historikerin auf historische Beispiele aus den 20er und 30er Jahren für die gesellschaftliche Implementierung von Antisemitismus, sei es durch große öffentliche Ausstellungen an renommierten Orten, Verschwörungsmythen sowie publizistische und politische Unterstützung. Gegenargumente hatten damals kaum eine Chance, Gehör in der Gesellschaft zu finden, so das negative Fazit von Mirjam Zadoff.

Positiv endete zumindest unser Akademiegespräch. Sowohl die Direktorin des Dokumentationszentrums wie auch viele Offiziere, die mit der Wissenschaftlerin auf der Veranstaltung ins Gespräch gekommen waren, erklärten übereinstimmend, bis dato kaum etwas von der jeweils anderen Seite gewusst zu haben. Man vereinbarte, dieses zu ändern und in Zukunft auf einander zuzugehen – ganz im Sinne unserer Akademiearbeit, die ja darauf ausgelegt ist, durch persönliche Kontakte Menschen mit unterschiedlichen Perspektiven und Ansichten zusammenzubringen. ■



Foto: canva.com

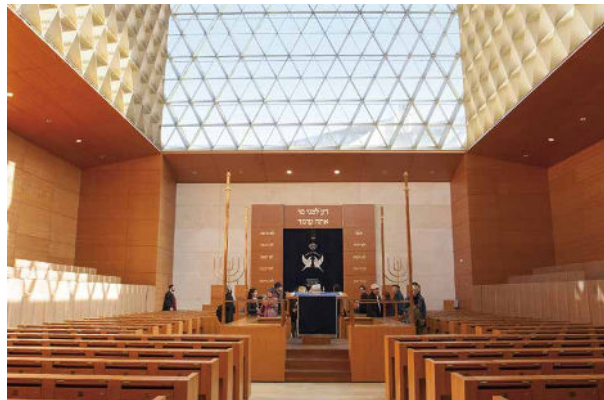


Foto: Andreas Gregor

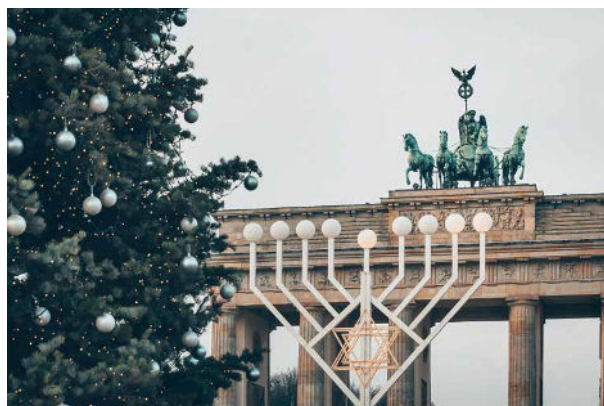


Foto: Der Projektor / photocase.de

Oben: Menschen, die mit dem Tragen einer Kippa offen und selbstbewusst zeigen, dass sie Juden sind, gehören wieder zum normalen Straßenbild. Mitte: Die Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern ist seit jetzt mehr als 15 Jahren der zentrale Ort der Münchner Jüdinnen und Juden. Unten: Ein achtarmiger Chanukka-Leuchter stand acht Tage – so lange dauert dieses hohe Fest im Judentum – vor dem Brandenburger Tor im Zentrum von Berlin.

# „Man kann Gott nur danken, eine Münchnerin zu sein.“

Charlotte Knobloch zu Gast bei *Mittags im Schloss*

**A**kademiedirektor Dr. Achim Budde sprach am 30. September mit Dr. Charlotte Knobloch, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

**Achim Budde:** Liebe Frau Dr. Knobloch, vom jüdischen Leben in Deutschland ist zurzeit erfreulich viel die Rede. Aber die wenigsten haben eine konkrete Vorstellung davon. In vielen Taschenkalendern sind ja nicht einmal die jüdischen Feiertage aufgeführt. Gestern war Simchat Tora, ein Diaspora-Feiertag im Anschluss an das einwöchige Laubhüttenfest. In Ihrer Autobiographie beschreiben Sie, wie es Ihnen als Kind damit ging: „Der Glanz und das Flackern der Kerzen, die sich in den silbernen Kronen der Tora rollen spiegeln, bezaubern mich.“ Wie haben Sie gestern den Feiertag begangen? Liturgisch-öffentlich, aber auch privat?

**Charlotte Knobloch:** Es waren ja gleich mehrere Feste. Das beginnt mit dem Neujahrsfest Rosch Ha-Schana, nach einer Woche folgt dann Jom Kippur. Das ist natürlich seit dem Anschlag in Halle ein Fest, an dem wir sehr angespannt sind. Aber auch abgesehen davon ist das ein stiller, nachdenklicher Tag: Wie wird sich das neue Jahr, das da gerade begonnen hat, für den Einzelnen darstellen? Es geht dabei auch um das Unmittelbare: Überlebt man das nächste Jahr oder überlebt man es nicht? Und natürlich sind die Themen Sühne und Umkehr sehr wichtig. Jom Kippur ist ein anstrengender Tag, dessen Spannung dann durch Sukkot gelöst wird: Das ist ein Fest, an dem man sich an die jüdischen Menschen erinnert, die 40 Jahre durch die Wüste wanderten und sich Unterkünfte selbst gebaut haben – ohne festes Dach, der Luft und dem Wetter ausgesetzt. So eine Laubhütte steht auch im Freibereich unseres Gemeindezentrums. Manche Leute bauen sich selber eine auf ihrem Balkon, die streng religiösen Mitglieder unserer Gemeinde nehmen darin dann auch ihre Mahlzeiten ein und erinnern sich an den Auszug aus Ägypten.

Gestern dann Simchat Thora. Das ist fast ein Kinderfest. Da bekommen die Kinder am Vorabend Süßigkeiten, und

weil sie das wissen, sind sie sehr zahlreich da. Da ist dann die Gemeinschaft noch einmal wirklich sehr intensiv beisammen, und man freut sich und hofft, dass das ein gutes Jahr wird. Gestern Abend war der Abschluss dieses Feiertagszyklus. Der jüdische Feiertag beginnt ja immer am Abend vorher und endet dann auch am Abend.

Für diejenigen, die diese ganzen Feiertage ausrichten, spricht: unsere Rabbiner, war das ganze sehr anstrengend, zumal mitten in diesen von mir jetzt angesprochenen Feiertagen auch noch der Schabbat lag. Das sind dann schon Herausforderungen, die unsere Geistlichkeit da bewältigen muss! Wir sind ihnen sehr dankbar, dass das alles auch diesmal wieder hervorragend geklappt hat, und dass es keine Störungen von außen gab. Es ist übrigens jedes Jahr

ganz wunderbar, dass am Nachmittag von Jom Kippur vor dem letzten Gebet immer eine Delegation eines Motorradclubs kommt, die dann für die letzten zwei Stunden außen die Synagoge absichert. Und das finde ich so was von hervorragend! Und ich habe sie dann kurz begrüßt und gesagt, dass es uns wirklich gut tut, zu sehen, dass Menschen, die eigentlich sonst gar nichts mit uns zu tun haben, sich an diesem Tag bereit erklären, uns zu schützen.

**Achim Budde:** Wir feiern ja gerade *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland*. Der Clou dieses Titels ist ja, dass das jüdische Leben hier viel älter ist als Deutschland, also eine sehr selbstbewusste Haltung. Es gab eine Fülle von Veranstaltungen. Welche war Ihnen bisher die liebste?

**Charlotte Knobloch:** Ich erinnere mich tatsächlich gerne an unsere eigene Auftaktveranstaltung, zu der vor allem sehr viele junge Menschen gekommen sind.

Da gab es Vorträge, Musik und Geschichten. Und die jungen Leute haben sich das alles zu Eigen gemacht. Auch die Eröffnung der Outdoor-Ausstellung zur Geschichte jüdischen Lebens in München, die noch bis November zu sehen sein wird, war ein großer Erfolg.

**Achim Budde:** Auf eines dieser Jahrhunderte schauen Sie fast vollständig zurück; die ältesten Erinnerungen, von denen Sie erzählen können, sind über 80 Jahre her ... Was war vor



Dr. Charlotte Knobloch ist seit 1985 Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. Von 2006 bis 2010 war sie Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland.

hundert Jahren anders am jüdischen Alltag? Und wenn Sie einmal ein Jahrhundert nach vorne träumen: Wo soll die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zur 1800-Jahr-Feier stehen?

**Charlotte Knobloch:** Wenn ich 100 Jahre zurückgehe, nähere ich mich der Zeit meiner Großeltern und meiner Urgroßeltern. Unsere Familie kommt aus Mittelfranken, aus Neustadt an der Aisch. Ein Teil von ihnen waren Getreidehändler, die anderen waren Viehhändler: Das waren Berufe, in denen das Judentum damals sehr stark vertreten war. Mir wurde auch erzählt, dass man mit den Nachbarn hier in der Region immer ein Herz und eine Seele war. Und religiöser war man damals, verglichen mit der heutigen Zeit. Heute sind es vor allem die drei großen Feiertage, zu denen jüdische Menschen in die Synagoge kommen, ich nenne sie deshalb die "Drei-Tages-Juden". Aber es freut mich jedes Mal, wenn ich dann auch wieder Bekannte treffe, die ich sonst das Jahr über nicht im religiösen Kontext gesehen habe: An diesen drei Tagen, an Pessach, an Rosch Haschana und an Jom Kippur, sind sie da.

Wenn Sie mich fragen, wie das jüdische Leben in 100 Jahren aussieht ... Da sage ich nur, was uns zusammenhält, ist immer dasselbe: Meine Urgroßeltern haben unsere Feste genauso begangen, oder doch zumindest in sehr ähnlicher Weise, wie wir sie heute begehen. Es ist die Tradition, die das Judentum auszeichnet, und sie ist für uns sehr, sehr wichtig. Diese Tradition wird von Generation zu Generation weitergegeben. Ich erlebe es selbst, ich bin schon Urgroßmutter, und ich sehe, wie meine Nachkommen ihre Kinder erziehen. Alle führen heute ein viel moderneres Leben im Vergleich zu früher, aber sie hängen trotzdem an der Religion, auch wenn es vielleicht nur für drei Tage ist. Sie achten sehr darauf, dass ihre Kinder auch eine religiöse Erziehung bekommen, dass das Judentum Bestandteil ihres Lebens ist.

Wir wissen nicht, was es in hundert Jahren für Themen und Entwicklungen gibt, die Menschen belasten oder erfreuen. Aber die Tradition wird das Judentum genauso erhalten wie sie es bis jetzt erhalten hat. Und deswegen bin ich sehr zuversichtlich. Mein Wunsch wäre, dass sich die Menschen in hundert Jahren gegenseitig respektieren: den anderen und die andere Religion! Das ist das, was wir aufbauen müssen. Das können wir nur gemeinsam erreichen.

**Achim Budde:** Wie notwendig das ist, zeigt der Blick zurück auf 1700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland, die ja in gewisser Hinsicht auch 1700 Jahre des Antijudaismus waren. Aktuell hat der Antisemitismus sogar eine Phase des Wiedererstarkens. Ihre Biographie trägt den Titel „In Deutschland angekommen“. Wenn Sie heute in Ihre Gemeinde hineinhorchen – bei Ihnen laufen ja Erfahrungen von ganz vielen jüdischen Familien zusammen: Wie ändert sich die Stimmung im Augenblick? Verschiebt sich das Lebensgefühl? Gibt es welche, die sich wieder sagen: Ich sitze lieber auf gepackten Koffern?

**Charlotte Knobloch:** Die Art und Weise, wie wir Juden in Deutschland leben, hat sich vor einigen Jahren verändert. Die Rechtslastigkeit hat zugenommen und dadurch

haben sich gesellschaftliche Strömungen und Gruppierungen gebildet, die für uns sehr bedrohlich sind. Was mich besonders aufregt, ist die Tatsache, dass jüdische Menschen heute in Deutschland Angst haben müssen! Und diese Angst führt natürlich zu verschiedenen Gedankenspielen: Bleibt man da, wo man lebt? Oder geht man woanders hin? Welche Hoffnung haben wir? Diese Fragen höre ich oft von jungen Familien: Welche Hoffnung haben wir, in Zukunft unsere Kinder frei und ohne Probleme erziehen zu können?

Der Antisemitismus in Deutschland hat entschieden zugenommen und ist dabei auch von einer bestimmten Partei sehr gepflegt worden. Er hat sich in einer Art und Weise entwickelt,

gegen die wir nur sehr wenig aufbieten können. Ich spreche heutzutage nicht mehr von Antisemitismus, sondern von einem richtigen Judenhass, so wie er in den 20er Jahren hier entwickelt und gefördert wurde. Und wie das damals am Ende ausging, wissen wir ja.

**Achim Budde:** Sie schreiben: „Wir haben alle die Pflicht, das destruktive Tun der Antisemiten mit allen Mitteln des Rechtsstaates zu unterbinden“. Sehen Sie Mittel, die noch nicht ausgeschöpft sind? Welche rechtsstaatlichen Mittel hätten wir noch in der Hinterhand?

**Charlotte Knobloch:** Es ist wichtig, dass die Justiz und die Polizei alle Möglichkeiten haben, um zu verhindern, dass die Machenschaften dieser rechten Szene ausarten, und um sie gegebenenfalls auch juristisch zu belangen. Ich hoffe sehr, dass der Gesetzgeber der Justiz die Möglichkeit gibt, diese Exzesse, die wir da erleben müssen, zu unterbinden: dass zum Beispiel einer von den bekannten Gefährdern sich mit einem großen Plakat vor unsere Synagoge hinstellt und Hass gegen das Judentum verbreitet. Im konkreten Fall kam zwar die Polizei, aber am Ende hat es unfreiwillig so ausgeschaut, als ob sie ihn beschützt: Wenn Sie nämlich heute als Einzelperson irgendeine Parole verkünden, werden Sie nicht bestraft; erst wenn es mehrere Leute sind, müssen Sie eine Veranstaltung anmelden. Aber dieser Mann hat große Unruhe ausgelöst, besonders bei den älteren Menschen. Am nächsten Tag hat er mit diesem Plakat, auf dem ein verletztes Kind zu sehen war, direkt vor dem Schulhaus gestanden. Die Schulkinder wussten überhaupt nicht, was los ist. Das sind Vorfälle, die so gar nicht an die Öffentlichkeit kommen. Es muss doch rechtliche Möglichkeit geben, solche Hetzattacken zu verhindern und das Hetzen und den Judenhass einzudämmen.

**Achim Budde:** Dass wir alle da klar Kante zeigen müssen, versteht sich wohl von selbst. Aber wie erreicht man die Menschen mit latent oder offen antisemitischer Haltung in ihren Köpfen? Wo finden sich Zugänge zur Information, für Bildung oder auch für ein persönliches Kennenlernen von Jüdinnen und Juden?

**Charlotte Knobloch:** Für mich ist in dieser Frage die Bildung, die Erziehung entscheidend. Schon im Kindergarten muss eine dem Alter entsprechende politische Bildung beginnen und sich dann im schulischen Bereich und in den weiteren Erziehungsbereichen fortsetzen. Nun geht die Ära

---

Die jüdischen Traditionen sind für uns sehr wichtig und werden von Generation zu Generation weitergegeben. Ich erlebe es selbst, ich bin ja schon Urgroßmutter und ich sehe, wie meine Nachkommen ihre Kinder erziehen.

---



Unterhielten sich rund eine Stunde: Charlotte Knobloch und Achim Budde. Wegen der geltenden Abstandsregeln musste die Veranstaltung aus der Reihe *Mittags im Schloss* in den großen Vortragssaal der Akademie verlegt werden. Rechts: Der CSU-Landtagsabgeordnete und ehemalige Justizminister Prof. Dr. Winfried Bausback (li.) war einer der rund 60 Gäste. Hier ist er beim Gedankenaustausch mit Harald Strötgen, dem früheren Direktor der Stadtparkasse München.

der Zeitzeugen zu Ende. Ich spreche deshalb sehr viel mit jungen Menschen, in Schulen, in Bildungseinrichtungen. Und da sehe ich, dass hier schon sehr viel Positives geleistet wurde seitens der Erzieher, der Lehrer. Heutzutage haben Schülerinnen und Schüler einen Einblick in das Judentum, in das jüdische Leben. Wir übergeben jetzt den Stab der Erinnerung und des Gedenkens an die jungen Leute, und dafür brauchen sie Grundlagen. Ich glaube, wenn wir bei der Erziehung ansetzen, dann haben wir eine Chance, dass der Judenhass mit der Zeit wieder nachlassen wird.

**Achim Budde:** Und wie hält man auf Bildungsveranstaltungen die Balance, auf der einen Seite niemandem für destruktive Sprüche ein Podium zu bieten, aber auf der anderen Seite doch auch über die Grenzen der Kommunikationsblasen hinweg miteinander sprachfähig zu bleiben? Haben Sie da eine Leitlinie?

**Charlotte Knobloch:** Der Antisemitismus greift um sich und wird von manchen ganz geschickt orchestriert und verstärkt. Wir müssen darauf achten und müssen den Mut haben, jemandem auch ins Wort zu fallen. Ihn nicht angreifen, aber ihm sagen, welche Fehler er macht, wenn er eine solche Meinung vertritt.

**Achim Budde:** Deutsche jüdischen Glaubens sind integraler Teil unserer Gesellschaft und unseres Staates. Aber selbst in gebildeten Kreisen kommt es immer wieder zu befremdlichen Fehleinschätzungen. Mir ist das zum ersten Mal bewusst geworden, als Ignaz Bubis im Jahr 1996 nach einer Rede von Ezer Weizman das Kompliment gemacht wurde, „sein“ Staatspräsident habe eine sehr gute Rede gehalten. Ignaz Bubis hat das extrem cool gekontert mit der Bemerkung „Roman Herzog hält immer gute Reden“, aber es tun sich ja Abgründe auf, wenn selbst in politisch informierten Kreisen dieser Denkfehler begangen wird, Deutsche jüdischen Glaubens gehörten irgendwie eher nach Israel als zu uns. Ist das denn seit damals besser geworden?

---

**Meine Tochter hat sich bei einem Urlaub in Israel verliebt und ist dorthin gezogen. Aus der Ehe sind drei Kinder hervorgegangen, meine Enkel. Israel ist auch aus diesem Grund für mich eine spirituelle Heimat.**

---

**Charlotte Knobloch:** Also „besser“ würde ich nicht sagen. Ich habe ja gerade von der Jugend gesprochen. Aber wir müssen natürlich auch die Menschen im mittleren Alter erreichen. Ich hoffe, dass sich irgendwann einmal die Erkenntnis verfestigt, dass der jüdische Mensch in erster Linie gar nicht Jude ist, sondern Mensch, so wie er ist, mit dem, was er kann oder auch nicht kann. Im Vordergrund stehen sollte der Mensch, der auch einen Namen hat.

**Achim Budde:** Das Judentum ist ja zunächst einmal eine Religion, zu der man auch aus gläubiger Überzeugung konvertieren kann. Aber es versteht sich auch als Volk; die Zugehörigkeit überträgt sich durch Geburt von einer jüdischen Mutter. Wie bestimmen Sie persönlich das Verhältnis von Religion und Volk im Judentum?

**Charlotte Knobloch:** Israel ist ein Staat mit einem Staatsvolk. Wir hier leben in der Diaspora und sind eine Religion, die zu den jeweiligen Heimatländern gehört, in denen wir leben. Da sehe ich den Unterschied: Ein Land hat ein Volk; und die Diaspora hat die Religion.

**Achim Budde:** Jetzt sind wir beim Thema Israel. Israel ist natürlich für Menschen jüdischen Glaubens weltweit nicht einfach ein fremdes Land wie andere, sondern es ist Heimstatt, es ist Lebensversicherung, meinte Josef Schuster neulich. Familiäre Bindungen existieren auch in Ihrer Familie, das heißt: Sie sind öfters dort. Wie fühlen sie sich dort? Ist das ein sehr liebevolles Ausland oder auch Heimat?

**Charlotte Knobloch:** Ich habe vielleicht einen anderen Zugang als Menschen, die dort keine Verwandten

haben. Ich habe meiner Tochter, als sie nach dem zweiten medizinischen Staatsexamen urlaubsreif war, gesagt: Du musst jetzt in Urlaub gehen. Das hat sie dann auch gemacht. Ich habe ihr vorgeschlagen in Israel auszuspannen, es war Frühjahr, dort war schönes Wetter. Das hat zur Folge gehabt, dass sie aus dem dreiwöchigen Urlaub mit einem künftigen Ehemann zurückgekommen ist. Sie hat sich verliebt und deswegen ist sie nach Israel gezogen und es sind



Vertreter der Kirchen: Wolfgang Hagl OSB, Abt der Benediktinerabtei Metten, der Vikar der Griechisch-Orthodoxen Metropolie Erzpriester Peter Klitsch und der Erzpriester des Ökumenischen Patriarchats Apostolos Malamoussis (v.l.n.r.).

drei Kinder hervorgegangen aus der Ehe, meine Enkel. Inzwischen habe ich sogar zwei Urenkel. Natürlich: Wenn ich dort ankomme, dann bin ich dort zuhause. Und wie bei allen jüdischen Menschen, die nicht in Israel leben, ist es doch so etwas wie eine spirituelle Heimat. Aber ich meine – und so erziehen wir auch unsere Kinder –, dass wir das Land, in dem wir leben, in dem es uns gut geht, in dem wir akzeptiert sind, als unsere eigentliche Heimat anzusehen haben. Das ist noch einmal etwas ganz anderes.

**Achim Budde:** Denken Sie sich trotzdem manchmal: „Wäre ich doch hergezogen! Hier lässt es sich leben ohne den ständigen Kampf, der in Deutschland leider immer noch nötig ist?“ Haben Sie sich einmal bei solchen Gedankenspielen ertappt?

**Charlotte Knobloch:** Als ich 1945 aus der Zeit meines Asyls bei einer Bauernfamilie in Mittelfranken zurückgekommen bin, wollte ich überhaupt nicht wieder nach München, weil ich wusste, ich begegne all den Leuten, die uns angefeindet, angespuckt und beleidigt haben. Was dann auch der Fall war! Die waren ja nicht weg. Ich wollte

damals nicht in Deutschland bleiben und habe alles unternommen, um zu meinem Onkel nach Amerika zu kommen, weg von diesem Land.

Private Gründe haben meinen Mann und mich damals daran gehindert. Und es hat lange Zeit gebraucht, bis ich meine Meinung geändert habe. Und heute bin ich froh, dass ich die Kraft und den Mut hatte, hier zu bleiben. Denn es ist gut so. Wenn man sich die Welt so anschaut, kann man Gott nur danken, dass man in Deutschland lebt, und dass man eine Münchnerin ist.

**Achim Budde:** Sie betonen in Ihrer Autobiographie zu Recht, dass Israel die einzige Demokratie im Nahen Osten ist, dass es hier Meinungsvielfalt und Pressefreiheit gibt, und Parteien mit sehr unterschiedlicher Programmatik. Kritik an der Regierung gehört in Israel zum Alltag! Wer z. B. in Israel der Avoda oder Merez nahesteht, hat sich über Netanjahu oft geärgert. Und Menschenrechtsorganisationen wie B'Zelem prangern mit scharfen Worten Menschenrechtsverletzungen im Rahmen der Besatzung an. Von Deutschland aus ist da natürlich äußerste Vorsicht geboten: einmal aufgrund unserer Geschichte, aber auch, weil es Extremisten gibt, die die Legitimität des Staates Israel insgesamt infrage stellen. Wo liegt die Grenze legitimer Kritik an der Israelischen Regierungspolitik? Was darf man von hier aus kritisieren? Und ab welchem Punkt muss ich aufpassen, dass ich dabei nicht übelsten Ressentiments unfreiwillig Vorschub leiste?

**Charlotte Knobloch:** Eine sachliche Kritik ist natürlich gerechtfertigt! Die Israelis sind ja die größten Kritiker ihrer eigenen Regierung, ganz egal welcher Regierung. Es wird kritisiert, manchmal treffend, manchmal nicht so treffend. Menschen wie ich sorgen sich darum, dass die Menschen in der Region zusammenkommen können. Sie wollen es ja, sie wollen es auf israelischer Seite wie auch auf arabischer Seite. Aber die Politik geht halt manchmal in ganz andere Richtungen. Und da hat es keinen Sinn, wenn man Kritik an denen übt, die den Frieden wollen. Ich habe den Eindruck, die neue Regierung sucht konkrete Wege, um Frieden herzustellen. Ich hoffe, dass sie auch von außen unterstützt wird, diesen Weg weiter zu gehen.



Männer der Wissenschaft: Prof. Dr. Nikolaus Korber, Vizepräsident der Universität Regensburg und Mitglied der Akademieleitung, zusammen mit Prof. Dr. Christoph Klein, Ärztlicher Direktor des Dr. von Hauner-schen Kinderspitals der LMU München.



Waren guter Dinge: Dr. Hildegard Kronawitter, Mitglied der Akademieleitung und Erste Vorsitzende der Weiße Rose Stiftung, der frühere Vizepräsident des Bayerischen Landtags Franz Maget (SPD) und Dr. Michael Stephan, der ehemalige Münchner Stadtarchivdirektor (v.l.n.r.).

Es gab Zeiten – der Staat Israel existierte da noch nicht einmal – da lebten die arabischen und die jüdischen Bewohner recht harmonisch zusammen. Die Leute haben im nahen Ausland studiert, in den dortigen Universitäten, weil es eigene Hochschulen noch nicht gab. Dieses Miteinander ist dann vollkommen zerbrochen und hat sich in Hass gewandelt. Und ich hoffe, dass diese jetzige Regierung die Möglichkeit findet, das so wiederherzustellen, wie es einmal war: dass man miteinander dieses Land bewohnt und für eine gute Zukunft sorgt.

**Achim Budde:** Ich kann mir vorstellen, dass es für Sie als Repräsentantin des Judentums in Deutschland ein Dilemma ist: Zuhause diskutieren Sie ja sicher auch darüber, was Ihnen an der aktuellen Politik in Israel gefällt und was nicht. Aber haben Sie sich auch öffentlich irgendwann einmal von der Politik Israels distanziert? Oder ist es dann doch letztlich immer wichtiger, mit einer Stimme zu sprechen?

**Charlotte Knobloch:** Ich persönlich habe damit kein Problem. Ich meine, jeder darf meine Meinung kennen, ob sie ihm angenehm ist oder nicht. Da nehme ich nicht zu viel Rücksicht. Aber das Land Israel braucht immer noch Unterstützung. Vor allem, weil es keine freien Grenzen hat. Unsere Kinder hier können nach Österreich fahren, die können in die Schweiz, nach Italien, die können überall hinfahren mit den Eltern. In Israel können die Kinder das nicht, die können von einer Seite des Landes zur anderen fahren, das ist in ein paar Stunden erledigt.

Man muss schon auch sehen, wie die Menschen dort aufwachsen. Und ich hoffe sehr, dass wir in einigen Jahren einmal sagen können, dass sie dort auch ein freies Leben leben können und sich alles zum Guten wendet. Aber wie gesagt: sachliche Kritik ist immer wichtig. Ich persönlich halte auch sachliche Kritik sehr, sehr gerne aus, weil daraus nur etwas Gutes entstehen kann.

**Achim Budde:** Dann komme ich jetzt zu einem Thema der deutschen Politik, nämlich Migration. Sie schreiben

---

**Ich bin ein religiös denkender Mensch und sage daher: Es war Gottes Werk, dass die jüdischen Gemeinden in Deutschland durch Zuwanderung wieder eine Zukunft haben.**

---

in Ihrem Buch: „Kein Mensch verlässt seine Heimat, bloß weil ihn der Hafer sticht und er ein Abenteuer erleben möchte.“ Das ist ein starker Satz. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland haben in Sachen Integration Unfassbares geleistet, und zwar auch in einer prozentualen Größenordnung, von der wir als Gesamtgesellschaft weit entfernt sind. Haben Sie da vielleicht ein paar Tipps für ganz Deutschland? Woran hängt es am Ende, ob Integration gelingt? Wie kann es gelingen, einen so hohen Anteil an Einwanderern zu integrieren? Was haben Sie da richtig gemacht?

**Charlotte Knobloch:** Zunächst einmal grenzt es ja an ein Wunder, dass wir überhaupt die Chance hatten, unsere Gemeinden durch Zuwanderung zu retten! Denn sonst gäbe es heute nur noch sehr wenige jüdische Gemeinden. Die Großgemeinden würden vielleicht noch bestehen. Aber die kleinen Gemeinden, die wieder entstanden sind, die das fortgesetzt haben, was vor der nationalsozialistischen Zeit existiert hat, würde es alle nicht mehr geben, wenn Helmut Kohl und Heinz Galinski nicht miteinander verabredet hätten, die Grenzen für jüdische Zuwanderer aus der Ex-UdSSR zu öffnen. Diese kleineren Gemeinden in Augsburg, Straubing, Regensburg

oder Bamberg – um nur ein paar zu nennen – würden heute alle nicht mehr bestehen. Ich bin ja ein religiös denkender Mensch und sage daher: Es war wirklich Gottes Werk, dass diese jüdischen Gemeinden wieder eine Zukunft haben, weil sie Mitglieder bekommen haben, weil ganze Generationen gekommen sind. Es ist ja die Urgroßmutter gekommen bis hin zum Baby. Das muss man sich mal vorstellen!

Es war damals sehr, sehr schwierig für alle. Ohne die Hilfe der öffentlichen Hand hätten wir das nie geschafft. Und es reicht ja nicht, dass man die Menschen herholt, sondern man muss ihnen auch die Möglichkeit bieten, dass sie hier sesshaft werden, und dass sie die neue Heimat, die sie sich versprochen haben, dann auch finden!

Offenheit, Pragmatismus und Bereitschaft zum Zuhören, das war wichtig, damit beide Seiten zusammenfinden



Barbara Mundel, die Intendantin der Münchner Kammerspiele, im Gespräch mit Polizeidirektor Peter Breitner, dem Leiter der Polizeiinspektion in München Schwabing.



Julia Obermeier ist Leiterin des Auslandsbüros der Hanns-Seidel-Stiftung in Jerusalem. Sie unterhielt sich mit Ernest Lang, der lange Jahre in führender Position beim Bayerischen Rundfunk als Journalist arbeitete.



Und auch die bayerische Justiz war vertreten: Dr. Hans-Joachim Heßler, Präsident des Bayerischen Verfassungsgerichtshof (li.), und der Präsident des Bayerischen Landessozialgerichts Günther Kolbe. Rechts: Zum Abschluss des Gesprächs gab es von den Gästen Standing Ovationen für Charlotte Knobloch – danach noch Gelegenheit zum Austausch.

konnten. Das kann man so natürlich nicht eins zu eins auf die Gesellschaft im Großen übertragen, aber es ist auf jeden Fall ein Anfang.

**Achim Budde:** Liebe Frau Knobloch, das Material Ihrer Biographie würde locker auch für mehrere Biographien reichen. Es gibt ja die Theorie, dass zu solcher Schaffenskraft nur Menschen fähig sind, die mit vier Stunden Schlaf auskommen. Können Sie diese Theorie bestätigen?

**Charlotte Knobloch:** Also ich bin kein Beleg für diese Theorie. Überhaupt nicht. Ich brauche meine sieben Stunden. Wenn es länger ist, bin ich auch zufrieden.

**Achim Budde:** Sie schreiben, wie viel bei Ihnen zuhause „im Hause Neuland“ früher musiziert wurde, und dass für Sie bis heute ein Tag ohne Musik undenkbar ist. Musizieren Sie?

**Charlotte Knobloch:** Nein, und das hat seine Gründe, wenn ich dazu etwas ausholen darf. Mein Vater kam aus Bayreuth. Seine Eltern waren sehr religiöse Leute, so sehr sogar, dass sie nicht den allgemeinen Kalender benutzt haben, sondern den jüdischen Kalender. Aber sonst waren sie sehr integriert in das Bayreuther Leben und waren auch sehr angetan von Richard Wagner und seiner Familie. Angefacht durch diese Musikliebe haben ihre beiden Söhne,

also auch mein Vater, nicht nur ein, sondern gleich zwei Instrumente gelernt. Das wollte ich dann auch. Meine Eltern und ich lebten dann in München und ich wollte unbedingt Klavier lernen. Aber das ging nicht, weil die Gestapo der Klavierlehrerin verboten hatte, ein jüdisches Kind zu unterrichten – und klargemacht hatte, dass sie, wenn sie es im Geheimen tut, dasselbe erleben würde wie die Juden. Und damit war das Thema beendet. Aber ich hole mir die Musik heute woanders. München ist eine Stadt, in der sich jeder, der Musik liebt, richtig austoben kann.

**Achim Budde:** Ich habe voller Bewunderung gelesen, wie glücklich Sie es macht, dass es Ihnen gelungen ist, Ihren Glauben an Ihre Kinder und inzwischen auch an die Enkel zu vermitteln. Ich habe gerade Kinder im Alter von acht und zehn und möchte Sie fragen: Wie ist Ihnen das gelungen? In meiner Kirche ist das durchaus nicht mehr selbstverständlich, dass dieser Transfer der religiösen Sozialisation in die nächste Generation gelingt, nicht einmal mehr bei Leuten, die sich wirklich zum Kern der Kirche zählen. Wie haben Sie das geschafft?

**Charlotte Knobloch:** Man muss Kinder begeistern, und man muss Kinder auch streng heranführen. Mein seliger Mann hat immer sehr darauf geachtet, dass seine Kinder jeden Schabbat in die Synagoge gehen, von klein auf. Und dann waren sie das gewöhnt. Man muss sie vertraut machen mit der Religion und ihnen manchmal auch die Religion versüßen. Ich sehe, wie unser Rabbiner beim Gottesdienst, wenn die Kinder zu ihm kommen, oft ein Bonbon für sie hat. Die Kinder sind begeistert und kommen das nächste Mal wieder. Man muss Kindern eine gewisse Freude am Religiösen vermitteln. Auch Feste sind wichtig, und in jeder Religion gibt es Möglichkeiten, Kinder in irgendeiner Form zu beschenken. Am Schabbat in die Synagoge oder am Sonntag in die Kirche: Das muss ein „must“ sein, und zwar von klein auf. Wenn Kinder erst einmal 14 sind, kann man sie nicht mehr so leicht begeistern. Aber wenn sie es gewöhnt sind, dann gehen sie auch hin.

**Achim Budde:** Und hier schließt sich der Themenkreis unseres Gesprächs: Die Feste und die Süßigkeiten sind zentral für die Zukunft unserer Religionen ... Vielen Dank für dieses Gespräch! ■



Dr. Andreas Renz, im Erzbischöflichen Ordinariat Leiter des Fachbereichs Dialog der Religionen (re.), mit Msgr. Wolfgang Huber, dem Präsidenten des katholischen Missionswerks Missio München.



# Eine Zeitreise durch das jüdische Leben in Bayern

von Michael Brenner\*

**S**chwerpunkt meines Referats wird die Geschichte der bayerischen Juden im 20. Jahrhundert sein. Doch natürlich sollte man etwas ausholen, um die Entwicklung verstehen zu können.

## I.

Erste Station unserer Zeitreise ist das Mittelalter, genauer gesagt, was davon heute noch sichtbar ist, etwa wenn wir uns die Kirchenbauten etwas genauer ansehen. Es sind, wenn man so will, versteinerte Judenbilder. Das kann man auch wörtlich nehmen. Sie sehen oft Symbolfiguren der *Ecclesia* und *Synagoga*, also von Kirche und Judentum, an Kirchenbauten angebracht. Hier die triumphierende *Ecclesia* und dort die durch die eben nicht mehr vorhandene Macht repräsentierte zerbrochene Lanze und das Tuch vor den Augen, also die Blindheit repräsentierende *Synagoga*, das Judentum. Es gibt solche Bilder zum Beispiel im Bamberger Dom. Wir sehen sie ähnlich an vielen anderen Kirchenbauten. Die Juden, so lautet die Botschaft, seien eben blind, blind gegenüber der christlichen Lehre.

Blindheit hieß aber auch, dass das Judentum gegenüber seinen eigenen Quellen blind sei. Die Juden könnten ihre eigene Heilige Schrift, das, was im Christentum das Alte Testament heißt, nicht richtig lesen, denn sie würden darin nicht das Kommen Jesu erkennen, das ja in den Schriften der Bibel repräsentiert sei. Und dieses Bild prägte die Vorstellung vom Judentum und von den Juden lange Zeit.

Daneben gibt es natürlich auch weniger theologische, sogar äußerst vulgäre Darstellungen wie die abfällig so bezeichnete „Judensau“. Diese ist zum Beispiel auch am Regensburger Dom bis heute sichtbar. Man sieht dort ein Schwein und die durch spitze Hüte gekennzeichneten Juden. Menschen jüdischen Glaubens mussten im Mittelalter in vielen Gegenden solche Judenhüte tragen. Die Juden dort werden dargestellt, wie sie an den Zitzen einer Sau saugen. Als historisches Zeugnis kann diese widerwärtige Darstellung nicht einfach entfernt werden. Man muss

sie nur gut darstellen und erklären. Und zwar besser, als es momentan mit einem doch verharmlosenden Text geschieht. Hier sollte nachgebessert werden.

Die beiden eben erwähnten Skulpturen stehen für die eine, die negative Seite jüdischer Existenz in der Vormoderne. Die andere will ich aber durchaus auch erwähnen, nämlich die, dass Juden trotz zahlreicher Diskriminierungen und auch Vertreibungen trotzdem in zahlreichen Regionen auf dem Gebiet des heutigen Deutschland, des damaligen Heiligen Römischen Reichs, geduldet waren und ihre Religion – wenngleich auf klar niedrigerer Stufe als das Christentum – ausüben durften. Übrigens insbesondere dort, wo die katholische Kirche auch säkulare Macht ausübte. Das war damals durchaus nicht selbstverständlich bei so einer kleinen Minderheit.

Was wir am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Frühen Neuzeit erleben, ist die Vertreibung der Juden aus großen Teilen des Reiches. Diese Vertreibung geschah vor allem in den städtischen Regionen, aber in vielen Fürstentümern, unter anderem auch im Herzogtum Bayern – der Region, die wir heute als Altbayern bezeichnen. Dort wurden die Juden erstmals in der Mitte des 15. Jahrhunderts vertrieben. Das heißt aber keineswegs, dass es keine jüdischen Gemeinden auf dem Gebiet des *heutigen* Bayern mehr gab, denn es gab ja zahlreiche kleinere Fürstentümer, Ritterschaften und Pfalzgrafschaften und weitere Herrschaftsgebiete, die tatsächlich die aus dem herzoglichen Bayern vertriebenen Juden aufnehmen, und zwar aus den verschiedensten Gründen.

Nehmen wir also zwei andere Bilder in den Blick, um die positive Seite des jüdischen Lebens in Bayern nicht vergessen zu lassen: die vor wenigen Jahren erst restaurierte Synagoge in Sulzbach (Abb. 1) und die Synagoge im nicht weit entfernten Markt Floß, die schon 1980 wieder eingeweiht wurde. Beide Synagogen standen im 17. Jahrhundert auf dem Herrschaftsgebiet der Pfalzgrafen von Sulzbach. Pfalzgraf Christian August ließ aus persönlichem Interesse für die Kabbala, die jüdische Mystik, sogar eine hebräische Druckerei in Sulzbach (heute Sulzbach-Rosenberg) errichten. Und aus diesem Interesse heraus wuchs eine jüdische Gemeinde.

Denn zunächst brauchte er jemanden, der die Druckerei leitete: eine jüdische Familie, denn Juden kannten sich mit der hebräischen Sprache und dem Druck hebräischer Schriften aus. Erst siedelte sich diese Familie an, weitere Familien folgten, man brauchte Lehrer für die Kinder, einen Rabbiner, einen koscheren Schlachter. Und so wuchs die jüdische Gemeinde in Sulzbach und dem dazugehörigen Floss in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten an. Und beide entwickelten sich mit jeweils über 300 Mitgliedern zu wichtigen jüdischen Gemeinden. Die Druckerei verselbständigte sich in den folgenden Generationen. Im 19. Jahrhundert gingen sehr viele hebräische Drucke von Sulzbach aus in die gesamte jüdische Welt.



Foto: Stephan Rumpf

**Prof. Dr. Michael Brenner**, Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München

ten Juden. Menschen jüdischen Glaubens mussten im Mittelalter in vielen Gegenden solche Judenhüte tragen. Die Juden dort werden dargestellt, wie sie an den Zitzen einer Sau saugen. Als historisches Zeugnis kann diese widerwärtige Darstellung nicht einfach entfernt werden. Man muss

## II.

Außer den Synagogenbauten aus dem 17. und 18. Jahrhundert erinnern heute noch hunderte jüdischer Friedhöfe in Franken und Schwaben an eine ehemals starke jüdische Präsenz. Daneben stoßen wir auch noch auf viele Straßenschilder, die auf die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Judengassen verweisen. Mit Abstand die meisten Juden waren nach der Vertreibung aus den Städten auf dem Lande ansässig, in Dörfern und kleinen Ortschaften, wie etwa Buttenheim, Ichenhausen oder Schopfloch, um nur einige zu nennen. Sie wanderten oft mit ihren Waren als Hausierer übers Land. Wenn sie es zu etwas mehr gebracht hatten, wurden sie Viehhändler. Und wenn sie es zu noch mehr gebracht hatten, dann war der Beruf der Pferdehändler besonders angesehen.

Begeben wir uns nun von Sulzbach nach Buttenheim, in der Nähe von Forchheim, nicht weit von Bamberg. Da gibt es die Skulptur eines Herren mit seinem Zylinder, der vor seinem Geburtshaus steht. Das ist Levi Strauss vor dem Gebäude, das heute das nach ihm benannte Museum beherbergt. Dieses Museum erzählt nicht nur die Geschichte der berühmtesten Hose der Welt, der Jeans, die jener Strauss erfand, sondern auch von der Geschichte der Familie Strauss in Buttenheim, einer jüdischen Familie, die hier im 19. Jahrhundert lebte und wie so viele andere Juden aus Bayern im 19. Jahrhundert nach Amerika auswanderte.

Sie wanderten zum einen natürlich aus den gleichen Gründen aus wie auch viele christliche Bayern und Deutsche, nämlich aus wirtschaftlicher Not. Aber hinzukam, dass es gerade in Bayern noch bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die sogenannten Matrikel-Gesetze gab. Und diese Matrikel-Gesetze besagten, dass es in einer Ortschaft nur einer bestimmten Anzahl von Juden erlaubt sei, sich anzusiedeln. Wenn diese Zahl überschritten wurde, musste man den Ort verlassen. So zog es manche nach Berlin oder in andere Städte Deutschlands, aber sehr viele gingen eben nach Amerika, in

die neue Welt, und dazu gehörte auch die Familie Strauss.

Nächste Station in unserer Zeitreise ist Fürth, das sehr häufig als das fränkische Jerusalem bezeichnet wurde. Ich sagte bereits, die Juden wurden zu Ende des Mittelalters aus den meisten Städten ver-

trieben, so auch aus Nürnberg 1499. Aber sie siedelten sich oftmals in der Nähe wieder an, so auch viele Vertriebene aus Nürnberg. In Fürth bestand bereits eine jüdische Gemeinde und diese wuchs in den Jahrhunderten danach sehr stark an.

Es lebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast zweieinhalbtausend Juden in Fürth, etwa 20 Prozent der Einwohnerschaft der Stadt. Als das Königreich Bayern begründet wurde, bestand in Fürth die mit Abstand größte jüdische Gemeinde in dem erheblich erweiterten Staat. Es gab mehrere Synagogen und eine Talmud-Schule in Fürth, die nach ganz Europa aus-

strahlte, wohin also die jüdischen Talmud-Schüler aus vielen Ländern geschickt wurden, um dort zu studieren. Auch in Fürth existierte übrigens, wie in Sulzbach, eine sehr bekannte hebräische Druckerei.

Aus dem relativ kleinen Fürth ging auch eine Reihe prominenter Menschen hervor. So etwa der Schriftsteller Jakob Wassermann, ein wahrer Bestsellerautor zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der auch mit einigen seiner Schriften, unter anderem in seinem frühen Roman *Die Juden von*



Foto: Wikimedia Commons

Abb. 1: Die heute frisch renovierte Synagoge im oberpfälzischen Sulzbach-Rosenberg im früheren Herrschaftsgebiet der Pfalzgrafen von Sulzbach entstand im 17. Jahrhundert.

*Zirndorf*, dem fränkisch-jüdischen Erbe ein Denkmal setzte. Auch Heinrich Kissinger, bekannter unter seinem nach der Emigration in die USA angenommenen Vornamen Henry, war in Fürth aufgewachsen. Er lebt heute im Alter von 98 Jahren in New York und ist nicht nur einer der ganz prominenten amerikanischen Politiker, sondern der wohl bekannteste Fan der Spielvereinigung Fürth. Es gibt ein Foto von ihm im Ronhof, im Fürther Stadion, mit dem Fürther Fan-Schal. Und angeblich ließ er sich auch Jahrzehnte nach seiner Auswanderung nach Amerika immer die Ergebnisse der Spielvereinigung Fürth schicken. Er wird gewiss sehr froh sein dieses Jahr, dass die Fürther es mal wieder geschafft haben, in die Bundesliga aufzusteigen, nicht ganz so über deren derzeitigen Tabellenplatz.

Fürth war, wie gesagt, die traditionelle Metropole jüdischen Lebens im Bayern des 20. Jahrhunderts und gemessen am Bevölkerungsanteil selbst noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr bedeutend. Doch als 1861 die Matrikelgesetze und damit auch die Restriktionen jüdischer Ansiedlungen aufgehoben wurden, entstanden in den Großstädten sehr rasch bedeutende jüdische Gemeinden. Nürnberg, wo sich erst in den 1850er Jahren Juden überhaupt wieder ansiedeln durften, entwickelte sich nun zu einem Zentrum jüdischen Lebens.

## III.

Doch begeben wir uns von Franken nach Oberbayern, in die Landeshauptstadt, und wandeln direkt in der Schönheitsgalerie Ludwigs I. im Nymphenburger Schloss. Es gab tatsächlich eine jüdische Frau, deren Porträt sich unter den vom König als den Schönsten des Landes Auserwählten

In dem fränkischen Ort Buttenheim findet sich das Museum eines ehemaligen, in die USA ausgewanderten, Mitbürgers: Levi Strauss, der Erfinder der berühmtesten Hose der Welt.

befand. Wir begegnen dort Nanette Kaula, (Abb. 2) der Tochter des Hoffaktors und Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in München, Jacob Raphael Kaula. Das Porträt bezeugt die Existenz einer jüdischen Gemeinde in München im 19. Jahrhundert.

Offiziell begründet wurde diese erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Bis dahin bestand die kleine jüdische Gemeinschaft in München vor allem aus sogenannten Hofjuden-Familien. Das waren Familien, die am Hof als Berater, Lieferanten und Dienstleister des Herzogs bzw. später des Königs tätig waren. Sie durften sich zwar in München ansiedeln, aber es war ihnen untersagt, eine Synagoge und einen Fried-



Abb. 2: Das Gemälde der jungen Münchner Jüdin Nanette Kaula fertigte Hofmaler Karl Joseph Stieler für die Schönheitsgalerie Ludwig I. in Schloss Nymphenburg an.



Abb. 3: Diese prominent platzierte Erinnerungstafel an den Bayern-Präsidenten Kurt Landauer ließ der Verein auf dem Platz vor der Allianz Arena aufstellen, der auch nach dem Geehrten benannt ist.

hof zu gründen, also eine richtige Gemeinde zu bilden. Man musste damals die verstorbenen Juden in Kriegshaber, heute ein Stadtteil von Augsburg, bestatten. Und Sie können sich vorstellen: Vor der Motorisierung war das ein ziemlich weiter Weg für eine Beerdigung. Aber ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wird München die Metropole nicht nur Bayerns allgemein, sondern auch des jüdischen Lebens in Bayern.

1887 wird die neue Hauptsynagoge, am Lenbachplatz gelegen, eingeweiht. Auf zeitgenössischen Postkarten sieht man, wie diese im neoromanischen Stil gebaute Synagoge, die eigentlich auch genauso gut ein Kirchenbau sein könnte, das Stadtbild prägte, bis sie 1938 abgerissen wurde. Als in der Pogromnacht vom 9. November hunderte von Synagogen im gesamten Reich in Flammen aufgingen, stand sie bereits nicht mehr. Auf Hitlers persönlichen Befehl hin, der sehr gerne nebenan im Künstlerhaus logierte und diesen, wie er es nannte, Schandfleck schon vorher beseitigen wollte, wurde sie bereits im Juni 1938 abgetragen und war damit als Wahrzeichen aus München verschwunden.

Aber bleiben wir noch ein bisschen in der etwas früheren Zeit. München wurde also zur Hauptstadt Bayerns und auch des jüdischen Lebens in Bayern, und wäre fast auch zur Hauptstadt des Zionismus geworden. Im Jahre 1897 ging der Begründer des politischen Zionismus, Theodor Herzl, der aus Budapest stammende, in Wien lebende Journalist daran, den ersten zionistischen Kongress einzuberufen. Er ließ sogar schon Einladungskarten drucken, auf denen er zu diesem Kon-

gress nach München einlud. München wählte er nicht etwa aus, weil die jüdische Gemeinde so wichtig war oder weil ihm die Stadt so am Herzen lag, sondern weil sie in der Mitte Europas für ihn lag und sehr gut über die Eisenbahn zu erreichen war.

Allerdings hatte er vergessen, sich vorher zu versichern, dass auch die jüdische Gemeinde in der Stadt willens wäre, diesen ersten Zionistenkongress zu beherbergen. Und die Israelitische Kultusgemeinde im Jahr 1897 wollte das partout nicht. Ebenso wenig wie der Allgemeine Deutsche Rabbinerverband, der damals orthodoxe und liberale Rabbiner umfasste. Dessen Mitglieder protestierten erfolgreich dagegen. Herzl nannte sie dann die sogenannten Protest-Rabbiner.

Diese lehnten den Zionismus ab, weil sie sich als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens sahen, die gar nichts mit der Idee anfangen konnten, in den Orient auszuwandern, in ein Wüstenland, aus dem vielleicht zweitausend Jahre vorher mal ihre Vorfahren stammten. Sie waren Deutsche, sie waren Bayern. Herzls Plan fand bei der Mehrheit der deutschen Juden damals wenig Anklang. So ging Herzl also nach Basel, wo es eine kleine jüdische Gemeinde gab, deren Mitglieder fast alle aus Osteuropa stammten und die gar nichts gegen die Abhaltung des Kongresses hatten. Daher existiert heute in jeder größeren Stadt in Israel eine Basel-Straße statt einer München-Straße.

Die Münchner Juden waren ausgesprochen bayerisch. Wie die meisten Münchner waren sie zugewandert. Aber sie waren zugewandert aus Bayern. Sie kamen aus Franken und Schwaben und hatten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in München durchaus etabliert. Viele der Dinge, die wir heute mit Bayern verbinden, sollten wir eigentlich auch mit jüdischen Namen verbinden. So zum Beispiel die Trachten. Lederhosen und Dirndl wurden vor allem von dem in jüdischem Familienbesitz befindlichen Trachtenhaus Wallach verbreitet. Dirndl und Lederhosen gab es natürlich lange vorher, aber das war ja nicht die Tracht, die die städtische Bevölkerung trug. Die von den Münchnern getragenen Trachten stammten fast ausschließlich aus dem jüdischen Trachtenhaus Wallach. Und wenn man an Löwenbräu denkt, dann sollte man an die Familie Schüle in denken, die zunächst die Unionsbrauerei begründete und dann Löwenbräu erwarb. So ist auch die Geschichte der Münchner Brauereien nicht zu trennen von der Geschichte der jüdischen Familie in München.

Auch wenn sein Name in der Hundertjahrfeier des Freistaats von Ministerpräsident Söder verschwiegen wurde, so kommen wir nicht umhin, es zu sagen: Der Begründer des Freistaats Bayern war ein Jude, er war ein Sozialdemokrat und ein Preuße. Es war Kurt Eisner, der am 7. November 1918 zunächst den Volksstaat und dann den Freistaat Bayern ausrief und Ministerpräsident dieses Freistaats war, bis er am 21. Februar 1919 von einem rechtsextremen Täter auf der Straße erschossen wurde. Übrigens auf dem Weg in den Landtag mit seiner Rücktrittserklärung in der Jackentasche.

Aber natürlich denken wir auch an den FC Bayern. Der FC Bayern München galt vielen und vor allem vielen Antisemiten in den 20er Jahren als Judenclub. Warum? Es gab eine ganze Zahl von Juden in den Reihen seiner Mitbegründer, darunter übrigens auch Walther Bensemann, der dann den *Kicker* begründete, die bis heute existierende Fußball-Zeitschrift. Bei den Bayern gab es eine Reihe jüdischer Funktionäre und Mitglieder, wie etwa Kurt Landauer (Abb. 3), den langjährigen Präsidenten, aber auch Richard Dombi Kohn,

Foto: Wikimedia Commons

den Trainer des FC Bayern 1932, als die Bayern zum ersten Mal Deutscher Meister wurden.

Sie können sich vorstellen, dass 1933, ein paar Monate später, Richard Kohn schon nicht mehr der Trainer und Kurt Landauer nicht mehr der Präsident des FC Bayern waren. Denn, obwohl eben noch als Helden gefeiert, durften sie nun als Juden im „Tausendjährigen Reich“ nicht mehr dem Verein dienen. Kohn ging schon 1933 in die Schweiz, wurde Trainer von Grasshoppers Zürich. Kurt Landauer blieb noch in München, bis er dann 1938 mit Tausenden anderer bayerischer Juden ins Konzentrationslager Dachau gesteckt wurde. Er konnte noch herauskommen und ist dann ebenfalls in die Schweiz geflüchtet. Er kam übrigens wieder zurück und wurde nach dem Krieg nochmals Bayern-Präsident.

#### IV.

Bleiben wir aber in der Zeit nach 1933. Die Hauptsynagoge wurde, wie schon gesagt, im Juni 1938 abgerissen. Am 9. November wurde dann die andere große Synagoge, die Ohel-Jakob Synagoge der orthodoxen Juden in München, abgebrannt. An dieser Stelle ist noch ein Wort zu den Orthodoxen in München angebracht. Die Mehrheit der Juden hier war liberal, sie gingen in eine Synagoge mit Orgelmusik und einer reformierten Liturgie. Aber eine Minderheit der Münchner Juden blieb orthodox, sie waren deshalb aber genauso bayerisch und münchenerisch wie die liberalen Juden.

Die Familie Feuchtwanger etwa, die Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten des Schriftstellers Lion Feuchtwanger, sie alle waren orthodox und hatten im Übrigen jeden Schabbat, also Samstag, ihren Stammtisch im Hofbräuhaus, nachdem sie aus der orthodoxen Synagoge gekommen waren. Das Bier war ja nach dem bayerischen Reinheitsgebot gebraut und daher kosher. Sie durften nur am Samstag nicht bezahlen, weil orthodoxe Juden an diesem Tag kein Geld mit sich tragen dürfen. Deshalb ließen sie anschreiben lassen und zahlten am nächsten Tag. So etwas wusste man natürlich damals im Hofbräuhaus.

Oder der Kommerzienrat Siegmund Fraenkel. Der stellvertretende Vorsitzende der Münchner Handelskammer, war auch streng orthodox, und gleichzeitig ein total integrierter Bestandteil der Münchner Gesellschaft, des konservativen Münchner Bürgertums. Das half ihm allerdings bereits zu Beginn der zwanziger Jahre wenig im Kampf gegen den erstarkenden Antisemitismus. Übrigens auch nicht, dass er sich von den jüdischen Revolutionären in der Zeit der Räterepubliken – Gustav Landauer, Erich Mühsam, Ernst Toller und andere waren ja an führender Stelle beteiligt – distanzierte. Die allermeisten Münchner Juden haben sich von diesen Revolutionären distanziert. Jemand wie Fraenkel, der im Herzen Monarchist war, hat sogar einen offenen Brief geschrieben gegen diese Revolutionäre. Das hat ihn aber auch nicht davor bewahrt, im Jahr 1923 auf der Straße von Rechtsradikalen zusammengeschlagen zu werden. Seine Frau und sein Sohn wurden ebenfalls angegriffen und verletzt.

Dies war Teil einer tatsächlich sehr dunklen Zeit für die Münchner Juden, die keineswegs erst 1933 einsetzte. Ich habe

versucht, in meinem Buch *Der lange Schatten der Revolution* sehr deutlich aufzuzeigen, wie München schon ab 1919 zur Hauptstadt des Antisemitismus in Deutschland wurde, bevor es zur „Hauptstadt der Bewegung“, nämlich des Nationalsozialismus, wurde. Man muss nur daran denken, dass der 1919 eingesetzte Polizeipräsident Ernst Pöhner später als einer der ersten Nationalsozialisten auch beim Hitler-Putsch mitmarschierte. Oder dass unter den Richtern in München diejenigen waren, die zunächst den Eisner-Mörder von Arco als Helden feierten und dann natürlich Hitler als Patrioten sahen und ihm ein lächerlich mildes Urteil gaben. Oder dass Gustav von Kahr zunächst 1920 als Ministerpräsident und dann nochmals 1923 als Generalstaatskommissar versuchte, Juden osteuropäischer Herkunft aus Bayern auszuweisen.

Auch von Seiten der katholischen Kirche kam keine Hilfe in diesen Zeiten der Not. Wir wissen jetzt aus den öffentlich zugänglichen Tagebüchern von Kardinal Faulhaber, dass die jüdische Gemeinde und vor allem der Münchner Rabbiner Baerwald, der übrigens auch Monarchist war, sich hilfessuchend an Kardinal Faulhaber wandte, dieser aber trotz seiner Missbilligung der antijüdischen Hetze es vorzog, in der Öffentlichkeit zu schweigen.

Dies sollte sich auch nach der nun erfolgreichen Machtübernahme Hitlers im Januar 1933 nicht ändern. Was die Nationalsozialisten bereits zu Beginn der zwanziger Jahre in München sozusagen als Testgelände ausprobiert hatten, wurde nun zur staatlichen Politik. Die Juden wurden aus nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen ausgeschlossen, diskriminiert und schikaniert. Nur die Flucht konnte sie am Ende vor dem sicheren Tod bewahren.

Der zahlenmäßige Höchststand der jüdischen Gemeinde – noch vor dem Ersten Weltkrieg – lag bei über 11000. Die Zahlen waren bis 1933 schon zurückgegangen. Ungefähr die

Hälfte der Münchner Juden konnten sich durch Emigration retten, sogar bis 1941 noch. Das war der letzte mögliche Zeitpunkt. Und sie flohen natürlich an unterschiedliche Orte, zunächst noch in Nachbarländer wie Frankreich oder die Tschechoslowakei, wo sie dann von der Wehrmacht oft wieder eingeholt wurden während des Krieges. Andere gingen nach Großbritannien, nach Palästina, das britische Mandatsgebiet war, in die USA. Und als dann die Jahre voran-

schrritten, waren es immer weniger Länder, die Juden aufnahmen. Die letzten Ziele, auch für bayerische Juden, waren dann solche wie Britisch-Ostafrika, also Kenia, oder Shanghai, das als internationale Zone noch immer Juden aufnahm.

Aber für fast alle, die nach 1941 noch in München lebten, gab es eigentlich keine Überlebenschance mehr. Nur sehr wenige haben überleben können, in Verstecken wie Charlotte Knobloch, oder waren durch die Tatsache geschützt, dass sie einen nichtjüdischen, sogenannten arischen Ehepartner hatten oder ein Kind aus einer solchen Ehe waren. Das letzte Kapitel der Münchner Juden begann in Durchgangslagern. Dort wurden sie interniert, bevor sie in den Osten deportiert wurden. Manche wurden sofort von Erschießungskommandos umgebracht, andere in Lager gebracht und dort entweder in Gaskammern getötet oder mussten zunächst noch Arbeit

---

Der Münchner Rabbiner Baerwald wandte sich hilfessuchend an Kardinal Michael Faulhaber, der es aber vorzog, in der Öffentlichkeit zu schweigen.

---

verrichten, bevor sie ermordet wurden. Etwa 5000 Münchner Juden wurden im Holocaust ermordet.

## V.

Es gab nach 1945 in München nur noch ein kleines Häuflein einheimischer Juden, die überlebt hatten. Und ein paar, die aus dem Exil zurückkamen. Und trotzdem haben sie sich entschlossen, wieder eine jüdische Gemeinde aufzubauen und in der Reichenbachstraße in der dortigen Synagoge dieses neue jüdische Leben zu beginnen.

Prominentester Vertreter des bayerischen Nachkriegsjudentums war Philipp Auerbach, der erste Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern nach dem Krieg (Abb. 4). Er war vor kurzem noch Häftling in Auschwitz und nun Staatskommissar in der bayerischen Regierung, verantwortlich für Wiedergutmachungsfragen. Seine Karriere endete ebenso abrupt wie sie begonnen hatte: Er wurde Anfang im März 1951 in Obermenzing auf der Autobahn – er kehrte gerade aus Bonn von einer Besprechung mit Bundespräsident Heuß zurück – auf dramatische Weise verhaftet.

Man warf ihm u. a. Amtsunterschlagung, Betrug und Erpressung vor. Das Ganze war ein hochpolitischer Prozess, begleitet von Intrigen innerhalb der bayerischen Staatsregierung und der amerikanischen Militärregierung, und ausgesprochen von ehemaligen NS-Richtern. Nach der Urteilsverkündung 1952 nahm er sich das Leben und beteuerte in einem Abschiedsbrief seine Unschuld. So endete das Leben der ersten prägenden Figur im jüdischen Nachkriegsbayern – ein

Schicksal, das bis heute sehr wenig bekannt ist.

Der Großteil der in München und Bayern lebenden Juden nach 1945 stammte ursprünglich nicht aus Bayern oder Deutschland. Es waren Personen, die unter der Kategorie *Displaced Persons* einzuordnen waren. Das heißt also Menschen, die heimatlose Ausländer waren, nach 1945 sich nun in der amerikanischen Zone Deutschlands befanden, zumeist ost-

europäische, jüdische Überlebende der Shoa, des Holocaust. Manche waren in Dachau oder Flossenbürg bzw. deren Außenlagern befreit worden. Darunter waren auch die wenigen Überlebenden der Todesmärsche, die Anfang 1945 von Auschwitz und anderen Lagern noch in die letzten nicht besetzten Gebiete Deutschlands Anfang vertrieben worden waren.

Und auch das dürfen wir nicht vergessen: Nach Kriegsende in den Jahren 1945 bis 1947 kamen Juden aus Osteuropa und vor allem aus Polen in die amerikanische Zone Deutschlands. Warum? Nun, sie wollten ja eigentlich nicht nach Deutschland einwandern. Wie konnte man das, nachdem was von Deutschland ausgegangen war? Sie kamen, weil sie nirgendwo

anders hingehen konnten. Es gab ja noch keinen jüdischen Staat. Israel wurde erst im Mai 1948 gegründet. Die USA hatten sehr restriktive Einwanderungsbestimmungen.

Und in Polen, auch das muss man laut sagen, auch wenn man dafür heute in Polen vielleicht rechtlich belangt werden kann, in Polen gab es auch nach 1945 noch einen virulenten Antisemitismus, der seine Opfer forderte. Allein in dem Pogrom in der polnischen Stadt Kielce am 4. Juli 1946 wurden 41 jüdische Menschen ermordet. Im Zeitraum von 1945 bis 1950 rechnet man insgesamt wohl mit etwa 1000 Juden, die in Polen umgebracht wurden. Das hatte natürlich auch damit zu tun, dass viele Polen glaubten, die Juden würden sowieso nicht mehr zurückkommen, aus den Lagern oder aus ihren Fluchtorten. Sie haben sich deren Besitz, deren Wohnungen angeeignet. Es gab ziemlich unschöne Szenen nach der Befreiung in Polen und auch anderen Ländern Osteuropas, wenn jüdische Überlebende dann doch erschienen.

Also aus all diesen Gründen waren nun plötzlich München und Oberbayern das Zentrum jüdischen Lebens in Mitteleuropa geworden. Natürlich nur ein vorübergehendes Zentrum, denn keiner dieser Personen wollte ja unbedingt in Deutschland bleiben. Im Münchner Rathaus fand damals der erste Kongress der überlebenden Juden statt. Es nahm auch David Ben-Gurion teil, der spätere erste Ministerpräsident Israels, ebenso wie Vertreter der amerikanischen Regierung und sogar der Münchner Oberbürgermeister und weitere Vertreter der Stadt.

Auch außerhalb Münchens gab es nun aber Orte, die das jüdische Leben in Bayern prägten. Das waren Orte wie Föhrenwald, heute Waldram, ein Stadtteil von Wolfratshausen, oder Feldafing am Starnberger See oder Landsberg. Immerhin die Stadt, in der auch Hitler inhaftiert war. Oder viele andere kleine Gemeinden, in denen übrigens vor dem Krieg zumeist überhaupt keine Juden gelebt hatten, die nun solche jüdischen *Displaced-Persons*-Lager beherbergten.

Das waren Lager unter der Ägide der Amerikaner, in denen teilweise mehrere tausend jüdische Überlebende des Holocaust lebten. Sie entwickelten dabei ihre eigene Kultur, druckten Zeitungen auf Jiddisch, aber teilweise auch auf Polnisch, Ungarisch, Russisch und auch auf Deutsch, errichteten Talmud-Schulen und gründeten Theatergruppen und Sportvereine. Sport spielte eine große Rolle. Makkabi-Vereine gab es, andere nannten sich *Hakoach* (die Kraft) oder *Betar*, bis heute in Israel gängige hebräische Namen für Sportvereine. Es gab sogar zwei ausschließlich jüdische Fußball-Ligen in Bayern, eine für Nordbayern, eine für Südbayern.

Die meisten der überlebenden Juden gehörten einer Altersgruppe an. Sie waren meistens junge Menschen – und mehr junge Männer als Frauen im Übrigen – zwischen 15 und 45 Jahren. Sie hatten die Konzentrationslager überlebt, weil sie arbeitsfähig waren. Es überlebten fast keine Kinder und fast keine alten Menschen. Die Kinder und älteren Menschen kamen erst im Zuge der oben schon geschilderten Auswanderung von Juden aus Polen nun auch in die amerikanische Zone.

Diese Menschen hatten ja nicht nur ihre Eltern und Großeltern verloren, in den Gaskammern von Auschwitz oder durch Erschießungskommandos. Sie haben sehr oft auch ihre Ehepartner verloren, meistens ihre Ehefrauen und leider sehr oft auch ihre Kinder. Viele sind damit nicht zurechtgekom-



Foto: Wikimedia Commons

Abb. 4: Philipp Auerbach – hier als Zeuge in einem Prozess gegen NS-Täter – war der erste Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern nach dem Krieg.

men, einige haben sich sogar nach der Befreiung das Leben genommen. Viele fragten sich: Wie konnte Gott das zulassen, dass ich überlebt habe und niemand anderes aus meiner Familie oder meinem Ort ist mit dem Leben davon gekommen?

Aber das war nicht die typische Reaktion. Diese war eher: Wir haben überlebt und wir wollen der Welt zeigen, dass es jüdisches Leben auch jetzt noch gibt. So gab es eine sehr hohe Zahl von Eheschließungen und auch Geburten, gerade in Orten wie Föhrenwald, Feldafing, Landsberg oder Pocking. Überall dort gab es jüdische *Displaced-Persons*-Lager. Und all diese Orte finden Sie übrigens bei vielen Menschen heute als Geburtsort in amerikanischen oder israelischen Reisepässen. Meistens haben sie noch im Babyalter oder Kindesalter mit ihren Eltern Deutschland verlassen und sich vor allem in Israel, Amerika, aber auch Australien angesiedelt.

Die Erinnerung an dieses Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte war lange vergessen. Übrigens gab es ja nicht nur in den Lagern, sondern auch in München oder in Regensburg, Weiden, Amberg und Bamberg teilweise Tausende jüdischer *Displaced Persons*, die aus Osteuropa gekommen waren. Die Erinnerung daran wird erst in den letzten Jahren vor Ort ein bisschen wiederbelebt. Es gibt in Föhrenwald, dem heutigen Waldram in Wolfratshausen, ein sehenswertes Museum. (Abb. 5) Dort existierte noch bis 1957 das letzte Lager für *Displaced Persons*. Das Kloster Sankt Ottilien, in dem ein Krankenhaus für *Displaced Persons* untergebracht war, hat 2018 eine sehr beeindruckende Aktion gestartet, eine Tagung und eine Ausstellung zu dieser Geschichte organisiert und zu dieser Tagung auch ehemalige *Displaced Persons* eingeladen, Menschen, die in Sankt Ottilien geboren worden waren.

## VI.

Eine Reihe jüdischer Gemeinden in Bayern wurden tatsächlich wieder begründet. Ich erwähnte bereits den Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, der anfangs aus 13 Gemeinden bestand. Es wurden dann etwas weniger, durch die schrumpfende Bevölkerung. Aber diese Gemeinden waren sehr klein. Und viele von ihnen umfassten in den 80er-Jahren oft nur noch 50 oder weniger Mitglieder und waren auch stark überaltert.

Hinzu kam, dass ab den frühen 70er Jahren das jüdische Leben in Bayern wie auch im Rest Deutschlands und Europas durch Terrorakte mitgeprägt war. Sie können es sich vielleicht heute gar nicht mehr vorstellen. Aber in den 50er und 60er Jahren waren die Synagogen und jüdischen Einrichtungen noch nicht durch die Polizei geschützt, weil es dafür keinen Anlass gab. Das begann erst Anfang der 70er Jahre. Zu Beginn der 70er Jahre ereigneten sich eine ganze Reihe von Anschlägen in München: auf El Al-Maschinen auf dem Flughafen München-Riem, auf das jüdische Altersheim in der Reichenbachstraße. Auch das ist heute sehr in Vergessenheit geraten. Bei beiden Aktionen kamen Menschen ums Leben. Im jüdischen Altersheim starben sieben Menschen, die teilweise den Holocaust überlebt hatten. Der Anschlag ist bis heute nicht aufgeklärt. Und es gab den Terror bei den Olympischen Spielen 1972, als elf israelische Sportler von palästinensischen Terroristen als Geiseln genommen und ermordet wurden.

Und dennoch! Es gibt wieder neues jüdisches Leben, das sich dadurch auszeichnet, dass es auch neue Synagogen gibt.

Drei Beispiele aus Bayern: Bamberg, München und Regensburg, die in den letzten Jahren erbaut wurden, Und dieses Wiederaufleben jüdischen Lebens ist natürlich nur möglich geworden durch einen Faktor: Die Tatsache, dass ab 1990 eine große Zahl von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen.

Die genauen Zahlen gehen auch deswegen auseinander, weil die Frage immer ist, wer überhaupt als Jude definiert wird. Aber wir sprechen wohl von mindestens 150000 Men-



Abb. 5: Das Museum im Wolfratshausener Ortsteil Waldram erzählt die Geschichte der jüdischen *Displaced Persons*, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Bayern gekommen sind.

schen. Das ist in einer Bevölkerung von 80 Millionen nicht viel, aber die jüdische Gemeinschaft in Deutschland bestand vorher nur aus etwa 30000 Personen, 0,05 Prozent der deutschen Bevölkerung. Und da spielte es natürlich schon eine große Rolle, wenn so eine Anzahl von Zuwanderern kamen.

Plötzlich gab es wieder eine Zukunft, nicht nur für die jüdische Gemeinden in München oder vielleicht Nürnberg und Augsburg, sondern auch für die jüdischen Gemeinden in Regensburg, in Hof, in Weiden, in Straubing, und sogar die Neugründung einer jüdischen Gemeinde in Erlangen. Heute sehen wir also eine Situation, in der ungefähr 80 Prozent aller Gemeindeglieder in den bayerischen, aber auch in allen deutschen Gemeinden Menschen sind, die aus Russland, aber natürlich auch aus der Ukraine, Weißrussland, Litauen, Georgien stammen. Sie bilden die Zukunftshoffnung für ein jüdisches Leben in Bayern.

Ohne diese Zuwanderung hätte es wohl auch die Synagogen-Neugründungen nicht gegeben. Nun muss man aber auch dazusagen, dass fast alle dieser Juden, die aus der Sowjetunion eingewandert sind, Generationen lang schon von der Religion, vom religiösen Leben ferngehalten wurden. Die jüdische Religion auszuüben war fast unmöglich in der Sowjetunion, sodass hier eine andere Identifikation eine Rolle spielt. In den sowjetischen Pässen stand als Nationalität: Jude. Nationalität! So wie man Russe war oder Georgier oder Weißrusse, konnte man eben auch Jude sein. Das haben die russischen Behörden so festgelegt, sodass man immer auch daran erinnert wurde, ob man wollte und nicht, dass man jüdischer Herkunft war. Und letztlich hat diese eher ethnische als religiöse Selbstzuweisung das Selbstbewusstsein der Juden aus der Sowjetunion, aber auch insgesamt in Osteuropa geprägt. ■

\* Der Text ist ein leicht überarbeiteter mündlicher Vortrag.

# Jüdische Sozialrevolutionäre und säkularer Messianismus

Eine etwas andere Geschichte des Antisemitismus  
von Mirjam Zadoff

Nichts ist geblieben von der größten Propaganda-Ausstellung des Dritten Reiches. Was sollte auch bleiben? Gips, Papier, Sperrholz – viel mehr war nicht dahinter, als im November 1937 die angeblich „größte Ausstellung Europas“ eröffnete: Unter dem Titel „Der ewige Jude. Grosse politische Schau“ inszenierte das Münchner Deutsche Museum auf 3500 Quadratmetern und in 20 Sälen hetzerischen Antisemitismus in Objekten, gefälschten Statistiken, ins Monströse vergrößerten Fotos und angstmachenden Weltkarten. Ein begeisterter Goebbels reiste an, Schulklassen wurden zwangsverpflichtet, über 5000 Besucher\*innen kamen jeden Tag. Die Ausstellung wanderte weiter nach Wien, Berlin, Bremen, Dresden und Magdeburg und wurde von über einer Million Menschen gesehen. Eine ähnliche Schau wurde im Herbst 1941 im besetzten Paris einem französischen Publikum vorgesetzt.

„So hat diese absolut objektive, fast leidenschaftslose Ausstellung den Zweck, jedem die Augen zu öffnen anhand unwiderlegbarer Dokumente“, lobte der Völkische Beobachter die Arbeit der Kuratoren und Wissenschaftler. Zu diesen objektiven Dokumenten zählten: Nasen, riesenhaft

vergrößerte Nasen, Münder und Ohren, groteske Karnevalsobjekte in musealen Glasvitrinen. Dazwischen fanden sich, kleiner und fast schon unscheinbar, Gipsmasken deutscher Jüdinnen und Juden – in Konzentrationslagern angefertigte Lebendmasken, mit denen deportierte und gequälte Menschen in Ausstellungsobjekte transformiert wurden.

Die Tradition der Lebendmasken reicht zurück bis ins späte 19. Jahrhundert, als in der deutschen Kolonie Papua-Neuguinea Gipsmasken der indigenen Bevölkerung angefertigt wurden, die man später kolorierte und im Berliner

Wachsfigurenkabinett ausstellte. Diese koloniale Technik, Gesichter in Objekte für die Wissenschaft zu verwandeln, wurde bald von der Fotografie abgelöst. Nicht zufällig holten Nazi-Kuratoren diese koloniale Praxis 1937 zurück ins Museum – es galt, aus Deutschen Fremde zu machen, aus bekannten

Gesichtern „Unzivilisierte“, aus Vertrauten Feinde. Material und Technik sollten visualisieren, was die Propaganda täglich in ihren Slogans und Hetzreden wiederholte: dass es Deutsche gab, denen alles zustand, und solche, denen alles abgesprochen wurde – auch das Deutschsein und die damit verbundenen Rechte.

Die Weimarer Republik war zweifelsohne eine problematische, fehlerhafte und fragile Demokratie gewesen – aber sie war näher an einer offenen, vielfältigen Gesellschaft, als alles, was Deutschland bis dahin erlebt hatte. Weimar brachte Freiheiten und ein neues Selbstverständnis für Frauen, Jüdinnen und Juden und eine bis dahin weitgehend stumme Ju-

gend. Dieses rasche und wilde Aufblühen gesellschaftlicher Diversität wurde 1933 mit allen Mitteln aus dem öffentlichen Leben entfernt, Museen und Bibliotheken wurden von ihr gesäubert, ihre Vertreter\*innen unterdrückt und verfolgt. An Stelle der Vielfalt rückte eine imaginierte „Volksgemeinschaft“, weiß, homogen, nationalistisch, antisemitisch – eine Gesellschaft, die angeblich die Kontinuität deutscher Kultur und Tradition repräsentierte und dabei die Geschichte der modernen Migration ungeschrieben machen wollte.

Die meisten Jüdinnen und Juden, die 1933 zu Fremden und Feinden erklärt wurden, lebten seit Generationen in Deutschland. Um ihre Isolation, Beraubung und Verfolgung zu rechtfertigen, bediente man sich alter antisemitischer Feindbilder und vermischte sie mit (anti)modernen Verschwörungsmaythen und pseudowissenschaftlicher Rassenforschung. Und so befand sich unter den Exponaten auch das Konterfeit des Idealtypus des jüdischen „Feindes“ von innen: nämlich eines „jüdischen Bolschewisten“ deutscher Herkunft. Der ehemalige Politiker Werner Scholem war in der Ausstellung zugegen, materialisiert in Form einer im KZ Dachau angefertigten Lebendmaske. Sein Gesicht war unverkennbar, die prominente Nase, die leicht abstehenden Ohren, die hohe Stirn – ein jüdischer Intellektueller, wie er jetzt in jedem Rassenkund-Lehrbuch zu finden war.

Bereits Mitte der 1920er Jahre war das Porträt des 1895 geborenen KPD-Politikers auf nationalsozialistischen Wahlplakaten aufgetaucht. Damals konnte er sich darüber amüsieren, doch jetzt wurden seine Gesichtszüge, seine Gestalt

---

1937 musste das Münchner Deutsche Museum auf in 20 Sälen eine hetzerische Antisemitismus-Ausstellung machen mit Objekten, gefälschten Statistiken, ins Monströse vergrößerten Fotos und angstmachenden Weltkarten.

---



Dr. habil. Mirjam Zadoff ist die Direktorin des NS-Dokumentationszentrums in München.

Foto: NS-Dokumentationszentrum München / Connolly Weber



Foto: NS-Dokumentationszentrum München / Connolly Weber



Foto: wikimedia commons



Foto: canva.com

Das NS-Dokumentationszentrum am Münchner Königsplatz wurde bewusst an einem Ort errichtet, der vom NS-Regime in mannigfaltiger Weise auch für Propaganda benutzt wurde. Mitte: Der von der NS-Propaganda verunglimpft Werner Scholem wurde im KZ ermordet. Vor seinem ehemaligen Wohnhaus in Berlin erinnert heute ein Stolperstein an ihn. Rechts: Karl Liebknecht war als Kriegsgegner und ein Führer des Spartakusaufstands ein „Lieblingsfeind“ der extremen Rechten. Um die Abneigung gegen ihn noch klarer zu artikulieren, wurde er zusätzlich als „Jude“ diffamiert – und das, obwohl er nachweislich keiner war.

und sein Habitus zum Inbegriff des Feindes im eigenen Land, zum internationalistischen deutschen Juden. Anders als die meisten jüdischen Kommunisten änderte Werner Scholem nie seinen jüdisch klingenden Namen, und so verkörperte er den Stereotyp des jüdischen Revolutionärs in Deutschland.

Als Anhänger Trotzki war Werner Scholem noch vor seinem dreißigsten Geburtstag aus der Führungsriege der kommunistischen Partei geflogen, die ab Mitte der Zwanzigerjahre zusehends unter den Einfluss Stalins geriet. Trotzdem gehörte der Sohn aus bürgerlich-jüdischem Berliner Haus zu den ersten, die 1933 inhaftiert wurden. Sein Bruder, der Religionswissenschaftler Gershom Scholem, hegte später den Verdacht, dass Werner Scholem auf einer persönlichen Liste seines politischen Gegners, Joseph Goebbels, gestanden habe.

Bereits 1924 hatte Goebbels den Politiker und Journalisten, der sich im Parlament ebenso wie in der Zeitung „Die Rote Fahne“ vehement gegen die Nazis positionierte, in seinem Tagebuch unter den großen Namen des internationalen Kommunismus genannt. Und Joseph Goebbels hatte seinen ehemaligen Kontrahenten nicht vergessen: Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg im September 1935 erwähnte der „Reichspropagandaleiter“ Werner Scholem namentlich als prominenten Repräsentanten des Bolschewismus in Deutschland. Und der Bolschewismus war in Goebbels Augen eine diabolische und mörderische Ideologie, gefördert von einem internationalen Judentum.

Der Bolschewismus war mitnichten eine jüdische Ideologie. Doch überall in den Ländern Mittel- und Osteuropas, wo die Politik gegenüber Juden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als besonders ambivalent oder aggressiv galt, war die Gruppe der führenden jüdischen Sozialrevolutionäre überproportional groß im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil. Ihre Zahl begann aber immer dann abzunehmen, wenn Parteien etabliert waren und Regime fest im Sattel saßen: dann, wenn der revolutionäre Moment, in dem fast al-

les möglich schien, vorbei war, verschwanden Jüdinnen und Juden aus den Kadern der revolutionären Parteien.

Unter deutsch-jüdischen Zeitgenossen löste das Phänomen der vergleichsweise starken jüdischen Beteiligung an den russischen Revolutionen von 1905 und 1917 sowie im revolutionären Berlin und München der Jahre 1918 und 1919 vor allem eines aus: Unbehagen. Sie fürchteten, dass die prominente Rolle der jüdischen Revolutionäre überall im Land Antisemitismus auslösen und ihnen selbst schaden würde. Und tatsächlich wurde vonseiten der Rechtsparteien nicht nur die jüdische Mitwirkung an der Revolution hervorgehoben, sondern auch eine universelle Affinität zwischen jüdischen Intellektuellen und jeder Art von Radikalismus konstruiert.

So betonte die rechtspopulistische Presse die Präsenz von Juden in der Spartakusgruppe und der Münchner Räterepublik, wo sie nur konnte, und machte auch aus bekannten nichtjüdischen Revolutionären nachträglich Juden – allen voran Karl Liebknecht. Dieser war durch seine offene Ablehnung des Krieges im Sommer 1914 zum liebsten Staatsfeind avanciert; nachdem er sich im November 1918 als Führer des Spartakusaufstandes neuerlich offen gegen die Regierung wandte, wurde er zur zentralen Figur der Dolchstoßlegende. Wieder und wieder dementierte die Zeitung *Im deutschen Reich*, das Organ des *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, Liebknechts angebliche jüdische Herkunft und bewies

in Stammbäumen und Auszügen aus dem Geburtenregister seine gänzlich „arische Abstammung“.

Bereits im Dezember 1919 unternahm der Berliner Literaturhistoriker Rudolf Kayser, Schwiegersohn Albert Einsteins und späterer Chefredakteur der *Neuen Rundschau*, den Versuch, das Verhältnis zwischen Revolutionären und jüdischen Interessenvertretern und Gemeinden zu befrieden. Denn, so argumentierte Kayser, die Figur des modernen jüdischen Revolutionärs sei durchaus in der jüdischen

---

**Der Bolschewismus war in den Augen von Reichspropagandaminister Joseph Goebbels eine diabolische und mörderische Ideologie, gefördert von einem internationalen Judentum.**

---



Geschichte verankert und aus ihr zu erklären: „So maßlos er von antisemitischer Seite übertrieben, und so ängstlich er vom jüdischen Bürgertum verleugnet wird: der große jüdische Anteil an der heutigen revolutionären Bewegung steht fest; er ist immerhin so groß, daß kein Zufall, sondern eine innere Tendenz ihm gebieten muß; er ist Auswirkung des jüdischen Wesens in eine modern-politische Richtung.“

Kaysers Meinung nach waren die jüdischen Revolutionäre des 20. Jahrhunderts nichts anderes als Wiedergeburten der historischen Messias-Gestalten: Märtyrer und Propheten, die

## Jüdische Revolutionäre des 20. Jahrhunderts galten als Wiedergeburten der historischen Messias-Gestalten: Märtyrer und Propheten, die einem vorbestimmten Weg folgten, der oft tragisch endete.

unbeirrt einem vorbestimmten Weg folgten, der notwendigerweise tragisch enden musste. Kaysers Interpretation darf aber nicht als Versuch verstanden werden, eine religiöse Kontinuität herzustellen. Wie viele seiner Zeitgenossen in den intellektuellen Berliner Kreisen, zog Kayser sein jüdisches Selbstverständnis nicht aus religiösen Inhalten, sondern aus einer spezifischen Vorstellung von jüdischer Kultur

als einem Amalgam aus Geschichte, Literatur und Kunst. Jüdisches Denken stand in dieser Wahrnehmung für Unabhängigkeit und kulturelle Avantgarde.

Und die Darstellung von Revolutionären als Messias-Figuren war kein Versuch, ihnen einen religiösen Charakter zu verleihen, sondern im Gegenteil der Wunsch, der jüdischen Geschichte auch eine säkulare Tradition einzuschreiben. „Diese echten jüdischen Revolutionäre sind, trotzdem sie in innigster Gemeinschaft im Denken und Handeln mit ihren andersstämmigen Genossen verbunden sind, von ihnen sehr verschieden. Sie haben es zumeist in zwei Punkten schwerer: Es fehlt ihnen die natürliche Opposition der unterdrückten Klasse, des Proletariats – sie sind stets *Intellektuelle* – und zweitens jene weite nationale Unterstützung, die aus der Tatsache stammt, dass Führer und Gefolge von gleicher völkischer Herkunft sind. Das letztere wird mir vielleicht durch den Hinweis auf den internationalen Charakter des Sozialismus wie jeder modernen revolutionären Ideologie bestritten werden; dennoch ist es Tatsache, dass die russische wie die deutsche Revolution einen starken nationalen Einschlag haben.“

Auf diese beiden Punkte, so Kayser, gehe auch die unvermeidbare Einsamkeit der jüdischen Revolutionäre zurück: Wegen ihrer jüdischen Herkunft gehörten sie nur selten zu den orthodoxen Anhängern eines revolutionären Katechismus, sondern viel häufiger zu den Häretikern. Ihr Vorbild war deshalb kein anderer als der große Mystiker und falsche Messias Sabbatai Zwi, der die jüdische Welt des 17. Jahrhunderts in einen endzeitlichen Rausch versetzt hatte. Dessen Maßlosigkeit „in Hoffnung und Wirklichkeitsferne“ glaubte Kayser auch im politischen Utopismus der Berufsrevolutionäre unter seinen Zeitgenossen zu erkennen. In einer historischen Umkehrung schrieb Rudolf Kayser dem jüdischen Häretiker nachträglich den Charakter eines Sozialrevolutionärs zu und stellte ihn an den Beginn einer Linie von jüdischen Politikern – in einer Zeit, in der Juden vom po-

litischen Leben ausgeschlossen waren, konnte Sabbatai Zwi notgedrungen nur in einem religiösen Raum agieren.

Kaysers Darstellung geriet etwas romantisierend und ahistorisch, doch Jahrzehnte später kam Gershom Scholem, als Biograf Sabbatai Zwis die Autorität auf diesem Gebiet, zu einem ganz ähnlichen Schluss. Für die 1973 erschienene englische Übersetzung seines großen Werkes über Sabbatai Zwi schrieb Scholem eine neue Einleitung, in der er bemerkte, nicht jener Schule anzugehören, die annimmt, „daß es ein wohldefiniertes und unveränderliches ‚Wesen‘ des Judentums“ gebe, besonders dort nicht, „wo historische Ereignisse zu bewerten sind“. Das Wesen des Judentums, so Scholem, könne ausschließlich im historischen Kontext und deshalb immer wieder aufs Neue identifiziert werden.

Damit legte er den Schwerpunkt jüdischer Erfahrung nicht auf den Kern der religiösen Tradition, sondern auf die Interaktion dieser Tradition mit der jüdischen und nichtjüdischen Welt ihrer Zeit. In dieser Sichtweise kam er – auf anderen Wegen als Kayser – zu einem ähnlichen Vergleich zwischen den Anhängern Sabbatai Zwis und den jüdischen Revolutionären des 20. Jahrhunderts: Für ihn lag die Verbindung in der Tragik des Schicksals beider Gruppen, die sich einer Utopie verschrieben und dafür einen hohen Preis bezahlt hatten. Scholems Post-Holocaust- und Post-Gulag-Perspektive auf die Geschichte der Revolutionäre ließ ihn die Ideologie, die auch ihn lange fasziniert hatte, als „säkularen Messianismus“ beschreiben. Und Messianismus im politischen Kontext könne nur desaströs enden, argumentierte Scholem – aber diese Warnung habe niemand hören wollen.

Obwohl Werner Scholem seit 1926 kein Mitglied der KPD mehr gewesen war und sogar der nationalsozialistische Volksgerichtshof ihn freisprach, blieb er seit 1933 in Haft; alle Versuche der Familie, der Quäker und anderer Organisationen scheiterten, ihn aus dem Gefängnis und später aus verschiedenen Konzentrationslagern zu befreien. Während einer der zahlreichen Schikanen, die ihm im Lager angetan wurden, erklärte er einem Mithäftling gegenüber: „Ich habe ja mit der Politik seit Ende der 20er Jahre abgeschlossen und werde nie wieder in sie zurückkehren! Aber das sage ich Dir, wenn ich es je täte, so würde ich ein Buch schreiben mit der Überschrift ‚In den Klauen der Nationalsozialisten und Stalinisten.‘“ Sieben Jahre lang war Werner Scholem in Haft, bis er im Sommer 1940 im KZ Buchenwald erschossen wurde.

Jüdische Kommunisten und Oppositionelle waren einerseits unter den ersten Opfern des Nationalsozialismus, andererseits als Troztkisten, Renegaten und Intellektuelle unter den Feinden und Opfern Stalins. Dieses häufig höchst tragische Verhältnis zwischen Judentum und Kommunismus blieb als Ergebnis des Kalten Krieges deshalb für lange Zeit unerzählt, und die „roten Schafe der Familie“ fielen dem Vergessen anheim. ■

Ein Schwerpunkt jüdischer Erfahrung geht nicht immer auf den Kern der religiösen Tradition zurück, sondern auf die Interaktion dieser Tradition mit der jüdischen und nichtjüdischen Welt ihrer Zeit.